

POTOSÍ - DIE HÖCHSTE STADT DER WELT

Kaum einem Mensch in Europa ist die Stadt Potosí ein Begriff, doch im 16., 17. und 18. Jahrhundert war sie eine der schillerndsten und reichsten Städte der Welt. Ein Hirte hatte um 1550 in nicht besiedeltem Gebiet an einem Berg- hang in den zentralen Anden ein Feuer entfacht und dabei zufälligerweise das im Boden enthal- tene, schmelzende Silber entdeckt. Die Spanier, die erst seit kurzem Südamerika besetzt hatten, rochen schnell den Braten und begannen den Berg systematisch auszuhöhlen. Der Reichtum, der sich in Form von Silber aus dem 'Cerro Rico' (reicher Berg) ergoss, war unermesslich. Am Fuss der Minen wurde die Stadt Potosí er- baut, es wurden Paläste und Kolonialbauten er- stellt. Wohlverstanden, Potosí liegt auf 4100 Me- ter über Meer, es ist und war die höchste Stadt der Welt! Und bald auch eine der reichsten. Von Afrika wurden Sklaven nach Bolivien verschifft, doch bald stellte man fest, dass die Afrikaner für das rauhe Klima nicht geschaffen waren. Man schätzt, dass rund 8 Millionen Schwarze in den Minen ihr Leben verloren. Die Spanier ver- sklavten anstelle der Afrikaner deshalb bald die einheimischen Indios zu der schweren Arbeit. Monatelang konnten die Sklaven ihre Stollen nicht verlassen. Wer nicht an Steinschlag starb, verendete an den giftigen Gasen, und die weni- gen, die auch jene Gase überlebten, starben an Lungenkrankheiten. Niemand weiss genau, wie viele Kilomter Stollen errichtet wurden, aber es sind mit Sicherheit Hunderte.

300 Jahre lang flossen Silber und somit Geld und Reichtum. Längst sind die Spanier abgezo- gen, Silber wird aber noch immer abgebaut. Fette Gewinne sind nicht mehr zu machen, die Minen sind weit gehend erschöpft. Trotzdem arbeiten noch 10000 Mineure in den Stollen. Heute konnten wir eine der über 300 verschie- denen Minen im Berg besuchen. Der Trip ins Berginnere war eindrucklich, trist und bewe-

gend. Im Cerro Rico arbeiten nur Männer, in anderen Minen stehen aber durchaus auch Frauen an der Front. Die jüngsten Mineure, die wir an der Arbeit sahen, waren 12-jährig. Atemschutzmasken oder dergleichen gibt es nicht. Die Luft ist voll Staub, es riecht überall nach Dynamit. An einigen Stellen schwankt die Temperatur um den Nullpunkt herum, doch wenige hundert Meter nebenan steigt sie auf bis zu 40 Grad Celsius. Die Löcher in den Berg wer- den mit Maschinen erstellt, der ganze Rest erfolgt von Hand. So werden die Dynamitstan- gen in diese Löcher gelegt, dann wird detoniert. Mit Schaufeln wird das Material auf Schubkar- ren verfrachtet, jene werden durch Stollen ge- führt, die kaum mannshoch sind. Meist muss man sich bücken, manchmal regelrecht in den Knien marschieren. Nichts ist gesichert. Seit es Helme aus Hartplastic gibt, werden die Stollen- decken nicht mehr gesichert. Vor fliegenden kleinen Steinen ist man durch die Kopfbedeck- ung sicher. Doch Einstürze in grösserem Stil sind immer wieder die traurige Regel.

Jede Mine hat ihren eigenen Schutzpatron. Das ist ein speziell interessantes Kapitel, denn diese Schutzpatrons sind zugleich göttlicher und teuflischer Natur. So ein Patron heisst immer 'tio' (Onkel), doch kommt der Name ursprünglich von 'dios' (Gott). Den Spaniern wurde zu Kolonialzeiten vermittelt, man huldi- ge in den Stollen Gott, also dem Guten. Die Spanier selbst hatten nie einen Fuss in die Berge gesetzt und liessen die Indios in Gottes Namen diesen Kult manifestieren. In den Stollen aber wurden Statuen geschaffen, die allesamt Hörner hatten wie der Teufel. Alkohol, Cocablätter und brennende Zigaretten wurden und werden die- sen 'Onkeln' zu Füßen, in die Hände und in den Mund gelegt. Ihre Gesichter wurden immer nach 'spanischem Vorbild' geschaffen, sprich bleich und lang. Auch ihre Namen sind spa- nisch und werden in Südamerika kaum gebraucht.

So hiess der Schutzpatron im heute besichtigten Stollen Jorge ... ein Name, den offenbar nur Spanier, ganz selten Südamerikaner tragen. Der 'Onkel' war ein Abbild des spanischen Feindes, des Teufels, und doch wurde er verehrt und beschenkt wie ein Götze. Noch heute ist das gleich wie vor 400 Jahren. Der Katholizismus der Einheimischen wird am Stolleneingang abgelegt, im Berg kommen altruistische, uralte Traditionen und Religionen zum Zug. Immer am Dienstag und Freitag kommen sämtliche Mineure zu ihren 'Onkeln', um ihre Gaben zu entrichten. Das Glied jedes 'Onkels' ist riesig und eregiert als Zeichen von Fruchtbarkeit. Die Statuen stehen inmitten einer grossen Anzahl von Girlanden, Fähnchen, Konfettis und dergleichen.

Coca spielt seit je her eine grosse Rolle im Minenbau. Die Blätter werden nonstop gekaut. Sie nehmen den Arbeitern das Gefühl von Hunger und Durst, schmälern die Müdigkeit und verleihen Kraft. Als wir die Minen besuchten, waren deshalb Cocablätter die perfekten Mitbringsel. Die Blätter werden zusammen mit geringen Mengen von Kartoffel- und Quinobrei gekaut, eine 'Ladung' versorgt die Mineure etwa 4 Stunden lang. Wenn die Wirkung nachlässt, sind 4 Stunden und damit eine halbe Schicht vorbei. Uhren werden nicht getragen, den Takt gibt Coca an!

Aus der Cocapflanze wird bekanntlich auch Kokain erstellt. Die Blätter haben damit aber nichts zu tun, sie sind Kulturgut und Überlebenshilfe für die Mineure und Indios überhaupt. US-Präsident Bush hat auch dies noch nicht begriffen. Er bekämpft ja den Drogenmissbrauch nicht in seinem eigenen Land, sondern unterbindet den Coca-Anbau in den Produktionsländern. So verständlich diese Idee auch wirken mag, so stark verfehlt sie die Wirkung und vergrössert das Ubel in den betreffenden Ländern. Der Preis für die drogentechnisch harmlosen Blätter ist durch die US-Sanktionen

in die Höhe geschossen, Armut und Elend haben sich dadurch in Bolivien vervielfacht.

Alle Mineure arbeiten heute auf eigene Rechnung. Fast alle Stollen gehören der Cooperativa, das heisst, die Mineure sind Mitbesitzer und bezahlen dem Staat eine jährliche, fixe Miete für die Bearbeitung. Der durchschnittliche Lohn eines Mineurs beträgt 40 Bolivianos pro Tag. Hochgerechnet ergibt das etwa 140 Franken pro Monat. Wenn er schlecht gearbeitet hat oder krank ist, kann das natürlich auch nur ein Bruchteil davon sein. Während in anderen Ländern wie Chile oder Argentinien die Mineure mit überdurchschnittlich hohen Löhnen für die extrem ungesunde und harte Arbeit entschädigt werden, erhalten hier in Bolivien die Minenarbeiter etwa gleich wenig für ihren Job wie Leute in anderen, gesünderen Berufen. Doch die Arbeitslosigkeit ist riesig. Den Leuten bleibt oft nichts anderes übrig als der Gang in die Minen – wie gesagt, die jüngsten sind 12. Die Lebenserwartung der Mineure ab Stolleneintritt beträgt etwa 10 bis 15 Jahre. Die Todesursachen sind dieselben wie zu Spaniens Kolonialzeiten: Steinschlag, toxische Gase und vor allem Lungenkrankheiten.

Am Ende der etwa 4-stündigen Reise in die Geschichte, in den Berg und in den Alltag von Tausenden waren wir froh, aus diesem Gebilde von durchlöcherter, staubigem Berg wieder raus zu sein.